

St. Elisabeth

Der Sinn eines Heiligenlebens

Von Ernst Böminghaus S. J.

Was mag es nur bedeuten, daß das katholische Volk in Deutschland so innig an seiner hl. Elisabeth hängt? Gilt sie ihm doch als die „liebe Heilige“ vor allen.

Ist es der Liebreiz des vierjährigen Königskindes, das aus dem fernen Ungarland in die deutsche Heimat ihrer mütterlichen Ahnen gebracht wird, damit es auf der stolzen Wartburg als Verlobte des jungen Landgrafen heranwachse? Ist es die reizvolle Geschichte von der lautern Liebe, die ganz leise erwacht, schöner als das Erwachen der kleinen Frühlingsblumen? Oder die geheimnisvolle Geschichte jener andern, himmlischen Liebe, die gleichzeitig im Kinderherzen sich regt und die irdische Liebe als ihre Schwester grüßt und doch immer mit seltsamen Heimwehaugen in die Ferne blicken muß — in die Fernen ihres Gottes? Oder die leidvolle Geschichte der irdischen Liebe, die nach den Jahren selig-bangen Wartens inmitten feindlicher Verkennung, nach den allzu kurzen Jahren lautersten Glückes im frühen Kreuzfahrertod des herrlichen Landgrafen alles versinken sieht, was die Welt Liebes hat, und arm in die Fremde zieht, nur geleitet von ihrer Schwester, der himmlischen Liebe, der sie es so schwer zu glauben vermag, daß es durch diese Fremde zur eigentlichen Heimat aller Liebe gehe?

Das alles ist freilich im Leben der hl. Elisabeth so wundersam gefügt und verschlungen, wie es nur die alten Märchen erzählen. Als ob das Lied vom Aschenbrödel und vom Schneewittchen und vom Dornröschen in einem erklingen wollte. O, das Volk hört so gern seine Märchen! Es spiegelt darin seine eigene Seele und ihr Schicksal. Und wenn das nun gar alles Wirklichkeit wird und vor ihm steht!

Dennoch ist es gar nicht vornehmlich die Märchenprinzessin Elisabeth, der das Volk sein Herz geschenkt hat, es ist auch nicht das Glückstrahlende der Braut oder der jähe Abgrund ihres Wehs; es ist überhaupt nicht Elisabeth, die Glück und Leid erfährt, sondern Elisabeth, die Leid tröstet und selbst in die dunkelste Hütte wenigstens einen Lichtstrahl des Glückes bringen will: die barmherzige Heilige.

In tausend Bildern hat man sie dargestellt, die Herrin von der Wartburg, wie sie zu dem Elend herniedersteigt, oder wie ihr das — zwar legendenhafte, aber so lieblich sprechende Rosenwunder bei der unerwarteten Begegnung mit ihrem Gemahl auf solch einem Gang der Barmherzigkeit widerfährt. Fast sollte man glauben, Andenken und Liebe des Volkes wolle immer nur bei der hehren Fürstin weilen, um noch in den Gaben der Barmherzigkeit etwas von der strahlenden Herrlichkeit dieser

Welt mitzuerfassen. Dann wäre ihr späteres Leben zu Marburg in Armut und Dunkelheit und restloser Hingabe nur wie ein rätselvoller Nachtrag, den man gern vergißt.

Gleichwohl ist in der Liebe des Volkes der schmerzliche Opferweg dieser seiner Heiligen keineswegs vergessen. Das Wissen darum ist schon in das Bild ihrer Hoheit hineingetragen. Es ist darin wie vorausfallender Schatten, der dem Bilde erst seine eigenartige Schöne gibt. Nie würde das Volk einer barmherzigen Fürstin allein so sein Herz geschenkt haben. In der Fürstin sieht das Volk schon die leidvoll Geprüfte, die freiwillig Arme, die sich in Niedrigkeit Verschenkende. Ja, der Glanz ihres Lebens ist im Grunde nur dazu da, daß sich die Niedrigkeit und ihr Geheimnis um so eindringlicher abhebe. Das fürstliche Prunkkleid auf dem Andachtsbild ist nur der durchsichtige Mantel ihres tiefsten Geheimnisses. Und dieses Geheimnis zieht die Seele des Volkes so unwiderstehlich an.

Das Geheimnis der hl. Elisabeth! — Sie hatte es in sich getragen als die seltsame Sehnsucht des Kindes, die sie vom heitern Spiel wegzog zu Gebet und Sammlung. Die Braut und Gattin war von ihm leise berührt, wenn eine heilige Unruhe sie mahnte, im irdischen Glück nicht ganz unterzugehen. Das Geheimnis nahm schon gebietende Züge an, wenn es sie unwiderstehlich bei der Hand faßte und hinunterführte, wo Verlassenheit und Krankheit auf sie warteten. Es enthüllte zum ersten Male sein Antlitz, als Bruder Roderich auf der Wartburg ihr vom Bruder Franz im fernen Umbrien erzählte, der ihn mit so vielen Brüdern als Gesandte der ewigen Liebe in die weite Welt geschickt hatte. Da war sie jäh ergriffen worden, da wußte sie, daß sie im Innersten von der gleichen Liebe des Armen von Assisi gerufen war.

Die Liebe war also ihr Geheimnis. Aber wie geheimnisvoll war wieder diese Liebe! Man hat von der schier wunderbaren Eignung mancher Menschenherzen für die heilige, selbstlose Liebe gesprochen. Man hat sie Genies der Liebe genannt, die im Reiche des Gütigseins und Guttuns daheim sind, hellsehtig und erfinderisch im Ausspenden unerschöpflicher Liebe. Man hat die ganz Großen in diesem Reiche Heroen der Liebe genannt, jene fast erschreckenden Boten einer übermenschlichen Liebe, die wie aus einem fernen Lande einer kaum geahnten Liebe zu kommen scheinen, einzig, um sich auf dieser dürftigen Erde zu verschenken und ganz zu verströmen, oder vorüberzueilen wie ein Komet, der im Aufleuchten und Erlöschen die Ahnung der unfäßbaren Weltenweiten zurückläßt.

Man hat auch die hl. Elisabeth eine solche Heldin des Liebens genannt. Und sicher drängte ihr ganzes Leben auf dieses Sich-Verschenken und Sich-Verströmen und fand erst darin seine Erfüllung. Wie unaussagbar ist das alles, mit Worten kaum zu berühren, nie zu umfassen! — Trotzdem täte man der hl. Elisabeth unrecht — wie man dem hl. Franz unrecht täte —, wenn man allzulange oder gar ausschließlich bei jener psychologischen Deutung und Wertung ihrer heldenhaften Liebe verweilte. Die Liebe, um die es hier geht, ist etwas anderes als bloße Erfüllung menschlicher Möglichkeit, und wäre sie die höchste. Die kommt nicht aus Eigenmacht und sucht sich nicht selbst Weg und Ziel. Sie wird von einem andern heim-

gesucht und zu namenlos schwerem und süßem Dienste gezwungen. Von ihrem Gott!

Von Gott, dem Urquell aller Liebe, der seine ewige Liebe uns zugewandt hat, nicht mehr aufflammend an fernen Firmamenten, sondern sich neigend bis zu der innersten Mitte unseres Herzens, — ach, des so niedrigen und sündeschweren. Und dieses Sich-Neigen ewiger Liebe zum armen Menschenwesen wollte nun leibhaftig-persönlich vor uns stehen: in Christus, dem Herrn. Wie er seiner Gottheit nach das ewige Wort des Vaters ist, so seiner Menschheit nach das Wort, das der heilige Vater aus liebender Erbarmung gerade zu einer schuldbeladenen Erde zu sprechen hatte. — So ist es denn das Geheimnis Jesu, mit seinem Leben und Sterben letzte Deutung des Rätsels „Mensch“ im Angesichte des heiligen und erbarmenden Gottes zu sein. Eine Deutung, die Erlösung und Weihung zugleich in sich begreift. Und das Geheimnis letzter Gegenliebe, die aus einem Menschenherzen seinem Heiland entgegenschlagen kann, ist es, teilzuhaben an dieser göttlichen Liebe im Lebensauftrage Jesu. Das ist nicht etwa vermessener Gefühlsüberschwang, auch nicht ein bloß menschlicher Aufschwung des Herzens, es gründet auf einer Tatsache, auf der gnadenvollen Einigung mit Christus, die wir seit Paulus mit dem Worte: „Corpus Christi mysticum“ nennen. Und das ist das Gesetz dieser Liebe auf dem Grunde der mystischen Einigung mit Christus: wer immer sich von ihr berührt weiß, kann nicht davon lassen, die Herzensbewegung der Christusliebe mitzuvollziehen: jenes Sich-Niederneigen in erlösender Erbarmung dorthin, wo Menschen von Schuld und ihren fluchbeladenen, leidvollen Ausgeburten entstellt und entwürdigt stöhnen, wo das Siegel der Gotteskindschaft in Schmutz und Ekel zu erlöschen droht. Das ist die Liebe rein von Gott her, weit über allen freundlich schwingenden Austausch von Mensch zu Mensch, der sonst das Leben so verschönt. Und doch ist keine Liebe tiefer menschlich, dringt keine tiefer in die Abgründe des Menschenwesens, um alle Verliese aufzuschließen, in denen die beste Liebefähigkeit im Verschmachten liegt.

Ahnen wir nun, warum die Heiligen, diese Begnadeten, denen die Gliedschaft im Leibe Christi zur entscheidenden Wirklichkeit geworden ist — denn nur deshalb wurden sie die Heiligen im Vollsinn —, in der Inbrunst der Liebe Christi sich so gern zu den Sündern, zu den Armen und Kranken neigten? Es ist noch nicht genug, zu sagen: sie taten es „um Christi willen“; selbst nicht: sie taten es, weil sie in den Verstoßensten Christus sehen wollten, ihm gerade in jenen seiner Brüder begegnen wollten, die nichts menschlich Anziehendes mehr hatten. Nein, sie taten es „in Christus“. Sie neigten sich zu den Ärmsten, weil sie ihrem Heiland längst begegnet waren, und nun nur noch die Lust hatten, mit ihm, in ihm den Rhythmus seiner Liebe immer wieder zu vollziehen, der ihn einst aus seiner Himmels Herrlichkeit auf unsere arme Erde geführt, der ihn zu den Sündern und Ausgestoßenen geführt, der ihn von der Krippe zum Kreuz geführt, um da das Rätsel aller menschlichen Niedrigkeiten zu lösen — zu erlösen.

Das ist denn in voller Wahrheit die „Torheit des Kreuzes“, von der

Paulus lebt und kündigt. Ein Gipfel, zu dem erst die Kraft des „In Christus“ ihn emporhebt. Ihn und alle, die von Christus erfaßt wurden durch alle Zeiten. Was wäre das ein Hohes Lied der Liebe, wenn einmal die Geschichte jener „Torheit“ aus Christinnigkeit geschrieben würde! Dann wäre freilich zu zeigen, daß auf der Höhe des Mittelalters diese bisher still wirkende Christusliebe mit Ungestüm hervorbrach. Als ob nun erst nach jahrhundertelanger Erziehung der Gemüter die Herzensteine bereitet seien, um solche Innigkeiten voll erklingen zu lassen, wie da sind: die ewige Schönheit der Liebe Gottes auf dieser armen Erde erfaßt im Kreuz und in der Niedrigkeit Jesu und der Seele sich einformend im Jesusdienst an allem Niedrigen und Kreuzbeladenen. Franz von Assisi wurde der Herold und Troubadour dieser Liebe. Elisabeth aber gab in deutschen Landen diesem neuen Klang wundersamen Widerhall. Diese Liebe ist das Geheimnis ihres Lebens.

Und von diesem Geheimnis der hl. Elisabeth wagen wir zu sagen, daß es die Seele des Volkes je und je angezogen habe? Jenes Volkes, das damals roh und gemein genug war, nach all den empfangenen Wohltaten der von der Wartburg verstoßenen Fürstin¹ Tür und Tor zuzuschlagen? Und das heute wohl die Abgründe, oder sagen wir: die Untiefen gleicher Roheit und Gemeinheit noch immer in sich trägt?

Ach, des Zwiespaltes in der Menschenseele! Und was ist Volksseele anders als das ungeschiedene, ungeläuterte Nebeneinander des Hohen und des Niedrigen der Menschenseele? — Aber es wohnt in jeder Seele ein Engel, auf dessen Stirne der Widerschein eines himmlischen Geheimnisses liegt; es schläft in jeder Seele ein Klang, der auf den Anruf ewiger Liebe wartet; es ist eine Ahnung da, daß sich das Rätsel dieses Lebens erst löse, wenn das Geheimnis ewiger Liebe offenbar vor uns hintritt.

Sagt dem Volke, daß Leid und Not auf der Erde sind, weil seit der Urstunde Gerechtigkeit und rechte Ordnung schwanden; sagt ihm, daß Gerechtigkeit die rechte Ordnung wieder aufbauen müsse; zeigt ihm die Grundlage und den Aufbau der Gerechtigkeit aus christlicher Erblehre: so geschlossen und machtvoll, wie es das Lehrschreiben des Papstes „Quadragesimo anno“ tut: Das Volk wird ehrfürchtig lauschen und sich willig führen lassen — und nicht mehr. Aber spricht ihm vom Kreuze Christi und seiner erbarmenden Liebe, stellt sie ihm im hinreißenden Beispiel der Heiligen vor Augen: da fühlt es sich im Innersten berührt, als fielen Sklavenketten ab, als öffneten sich Kerkertore. Es ist ihm eben nicht nur ein vernünftiger Weg angezeigt, den der Mensch doch nie zu Ende geht, sondern es naht sich die lebendige Macht der Liebe, die die Urmacht alles Bösen auf dieser Welt in uns selbst besiegt.

Glaubt darum nicht, daß ihr die Seele des Volkes im Tiefsten trifft, wenn ihr ihm Elisabeth als die Heilige vorstellt, die vorwegnehmend die soziale

¹ Wir sehen keine Veranlassung, von den ältesten Berichten, auch dem der vertrauten Dienerinnen, die von einer eigentlichen Vertreibung reden, abzugehen. Die Kritik an dem Bericht scheint uns allzu großen Eindruck gemacht zu haben. Verwunderlich ist, daß man von der scharfsinnigen Antikritik Emil Michaels in der „Zeitschrift für kath. Theologie“ (22) so wenig Notiz genommen hat.

Gerechtigkeit, wie wir sie heute als Ziel und Pflicht erkennen, schon verwirklicht, die Fürstin, die an dem Luxus an Tisch und Kleiderpracht nicht teilhaben will, weil sie hellseht darin Schweiß und Tränen der ungerecht belasteten Untertanen schimmern sieht; die edle Frau, die ihren Einfluß auf den gleichgesinnten Gatten benützt, um in jener rohen Zeit ein Regiment wohlmeinender Gerechtigkeit aufzurichten; die Landesmutter, die in der Abwesenheit des Landgrafen alle Vorrathshäuser öffnen läßt und den Herrensitz zum Mittelpunkt der Fürsorge für die Hungernden macht. Das alles ist anziehend, ist sogar „modern“. Es zeigt uns die „soziale“ Heilige, und sogar das, was aller sozialen Hilfe vorausgehen und folgen muß, die Liebe. Aber es ist doch nur die Liebe als Dienerin, als Begleiterin aller rationalen Fürsorge und Gerechtigkeit. Erst wenn Elisabeth hervortritt im Namen der Liebe, die schöpferisch die engen Schranken bloßer Menschenordnungen durchbricht und ein neues Reich mit neuen Gesetzen verkündet, das Reich der Liebe Jesu Christi, erst da gehört ihr das Herz des Volkes ganz, da wird sie ihm die „liebe“ Heilige. Wenn sie von der Wartburg arm und verlassen hinabsteigt, wenn sie im grauen Büßergewande des Armen von Assisi sich zu den Aussätzigen beugt und ihre Beulen küßt, dann ist sie die Königin, und ein Abglanz ihrer Würde fällt auf alle, die sich ihr neigen: der Glanz der Kinder Gottes im Kreuze Christi.

Elisabeth ist von der Wartburg gegangen. Sollte ihr Fortgang gleichnisartig sein: daß sie den Platz frei mache für eine andere Gestalt, die zur Schicksalsstunde dort erscheinen wird? — Es ist nun einmal für das geschichtliche Gedenken des deutschen Volkes Elisabeth neben Luther gestellt. Man kann nicht auf der Wartburg weilen, ohne von der Tragödie des deutschen Volkes, die hier mit Luthers Geist einem erschütternd nahe tritt, hinüberzublicken zur edlen Heiligen, die hier einst gewaltet hat. — Im vorigen Jahre beschlossen die deutschen Protestanten den Kreis der Jahrhundertfeiern der großen Ereignisse in der Glaubensneuerung. Soll uns die Elisabethfeier dieses Jahres so etwas wie eine katholische Antwort sein? Dann aber doch eine milde, gütige. Aber vielleicht auch eine, die ohne alles Streiten bis in die letzten Tiefen des Gegensatzes geht. Dann muß freilich die Heilige auch aus der Tiefe ihres Lebensgeheimnisses sprechen, so wie wir es zu deuten suchten.

Es bleibt doch wahr, der Kernpunkt des Christentums ist die Gnade der Gotteskindschaft in der Lebensgemeinschaft Christi. Das ist auch immer, unter allen Oberflächen, der Lebensgrund der Kirche gewesen. Und in den Heiligen brach es zu allen Zeiten überwältigend durch. Aber auch für jeden Christen ist dies die Würde und der heimliche Jubel, daß der begnadete Mensch berufen und fähig ist, mit Paulus zu sagen: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Nicht in vager Mystik, wie Unkenntnis es uns Katholiken immer wieder unterschiebt, als sei unsere Gnadenmystik nur ein Sonderfall einer religionsgeschichtlichen Gesamterscheinung, sondern als das gnadenhaft geschenkte Christusleben laut seiner Frohbotschaft, als unser neues Leben, mit neuen Kräften und neuem Wachstum „bis zur Vollreife Christi“.

Und gerade das hat Luther verloren. Alle Beschwerden über Verrottung

des Kirchenlebens, alle Anlässe zu Streit und Hader sind doch nur Nebensache. Er hat den Glauben verloren — wie immer es bei ihm dazu kam —, daß der Mensch innerlich durch die Gnade erneuert und in das Christusleben einbezogen werde. Damit ist das süßeste Geheimnis des Christenlebens ausgelöscht. Dafür kann alles noch so ernsthafte und ehrfürchtige Reden über das Vertrauen, in der — bloß angerechneten — Gnade Christi einen gnädigen Gott zu haben, nicht Ersatz sein. Der Mensch bleibt innerst seinem Gott und Heiland fern.

Aber sind das nicht Dinge, zu zart, um im wirklichen Leben etwas zu bedeuten? Sagt das nicht! Sicher, der Durchschnittskatholik fühlt wohl, wie weit sein Leben noch von dieser gelebten Christinnigkeit abliegt. Aber gerade darum will er von seinem tröstlichsten Glauben nicht lassen. Gerade darum drängt es ihn, auf jene Brüder und Schwestern in Christo zu schauen, an denen ihm unser aller Christusleben überwältigend glaubhaft wird. Und wo stände es überwältigender und glaubhafter vor ihm als in den Heiligen, wenn sie, mit Paulus, „an ihrem Leibe ersetzen, was dem Leiden Christi noch abgeht“, wenn sie das Geheimnis der Passion Christi in ihrem Leben, in ihrer Liebe und Hingabe erneuern? In der hl. Elisabeth, der arm und niedrig Gewordenen, um in Armut und niederem Liebesdienst „in Christus“ zu sein, will das katholische Volk sein eigenes katholisches Königsrecht der Gnade Christi erglänzen sehen.

Darum vor allem hängt das Volk an seiner „lieben Heiligen“.

Hegelrenaissance oder Hegelkritik?

Von Bernhard Jansen S. J.

Den Weltweisen hat es selten an Selbstbewußtsein gefehlt. Auch den Pessimisten nicht. Am allerwenigsten Schopenhauer. Selbst den Skeptikern und Kritikern kann man keine übermäßige Selbstbescheidung vorwerfen. Kant meint von der transzendentalen Deduktion der Kategorien, es sei das Schwierigste und Bedeutsamste, was je zum Behuf der Metaphysik unternommen worden sei.

Aber so phänomenale Ansprüche, wie sie das absolute Wissen, der konkrete Begriff, der im Staate präsente Gott im System Hegels erhebt, sind wohl noch nie gemacht worden, auch nicht bei Friedrich Nietzsche. Die „spekulative“ Logik ist die vollkommene Darstellung Gottes, wie er vor Erschaffung der Welt war. In der Philosophie des Geistes sind alle Wahrheitsmomente der früheren Systeme, angefangen von der griechischen Philosophie, von Heraklit, Parmenides, Platon, Aristoteles, Plotin, durch die orientalische und mittelalterliche Philosophie hindurch bis auf Spinoza, Kant, Fichte und Schelling, als Setzungen des absoluten Geistes, d. h. Gottes, beibehalten, gereinigt und befreit von ihren Beschränktheiten und Endlichkeiten. Erst in der spekulativen Philosophie kommt das Absolute zum vollkommenen Selbstbewußtsein, in ihren „Momenten“ erkennt die unendliche Vernunft sich als das sie setzende Subjekt.